

Schritt. Der Verzicht auf die Erarbeitung von ›(ver)eindeutigen(den)‹ Kategorien bereits im fünften Analyseschritt verunmöglicht es meines Erachtens nun auch hier, die Option der Erarbeitung einer Art theoretischen Modells in Betracht zu ziehen, bevor die theoretischen Schnitte zu den Begriffen des Raums und der Medialität überhaupt dargelegt worden sind. Ebenfalls vor dem Hintergrund der vorangegangenen Abschnitte erachte ich das Herunterbrechen und Kondensieren unendlich offener Erzählungen und Erzählweisen auf die Essenz eines »Prozessmodells« darüber hinaus als unzulässig. Aufgrund des dieser Arbeit zugrunde liegenden Erkenntnisinteresses geht es nicht um eine derartige Systematisierung hinsichtlich von Typen unterschiedlicher Verlaufsformen von Fernbeziehungen. Auch das Ziel des zweiten, diffraktiv-empirisch-theoretischen Teils der Studie besteht nicht in der Konstruktion eines theoretischen Prozessmodells. Vielmehr wäre es im Hinblick darauf möglicherweise angebracht, von der Produktion einer ›Empirie-Theorie-Apparatur‹ im Sinne Barads (2007, S. 142ff.) zu sprechen, durch die ein bestimmtes Wissen von Fernbeziehungen realisiert wird.

3.5 Poststrukturalistische Analyseansätze und Darstellung der Ergebnisse

Bevor im nächsten Kapitel die aus der Arbeit an und mit den Interviewtexten resultierenden Ergebnisse dargelegt werden, soll im Folgenden zunächst auf die Überlegungen eingegangen werden, die zur spezifischen Art und Weise der Darstellung der Analyseergebnisse geführt haben. Diese Überlegungen stehen im Kontext poststrukturalistischer Ansätze, die oben in Kapitel 3.1 (Zur Besonderheit der Interviewsituation aus erzähltheoretischer Perspektive) bereits in Bezug auf die erzähltheoretische Grundlegung der vorliegenden Arbeit Erwähnung fanden und die nicht zuletzt bedeutsame Adaptionen der Narrationsanalyse nach Schütze nach sich gezogen hatten. Einige weitere Analyseansätze poststrukturalistischer Provenienz sollen im Folgenden diskutiert werden. Wichtig erscheint mir an dieser Stelle, festzuhalten, dass sich die methodologischen Überlegungen im Hinblick auf die Analyse und die einzelnen Schritte, die hierbei unternommen werden, in der Art der Darstellung der Analyseergebnisse manifestieren müssen.

Meine nachfolgenden Überlegungen knüpfen am oben (siehe Kap. 3.4) vorgebrachten Punkt an, dass es mir in der Analyse der Interviewtexte weder um eine Typenbildung noch um einen Vergleich von Einzelfällen, im Sinne einer Herausarbeitung von Gemeinsamkeiten und Unterschieden, geht. Aus poststrukturalistischer Sicht wäre ein solches Vorhaben unzulässig, da es einer Fixierung der prinzipiell dynamischen, offenen Erzähltexte gleichkäme. Stattdessen muss ein Umgang mit der Unabschließbarkeit und »permanenten Aufschiebung von Bedeutung« (Hei-

nen, 2002, S. 246)⁶ gefunden werden, denn poststrukturalistische Ansätze (etwa von Jacques Derrida) supponieren

die Annahme einer radikalen Intertextualität, d.h. einer radikalen Entgrenzung des Textes, sowie einer Textdynamik. Die in der klassischen Narratologie implizierte Arretierung dieser Dynamik wird als Bedeutungseinengung verstanden, die Widersprüche einebnet, Spannungen leugnet und dem Spiel der Differenzen nicht gerecht wird. (Ebd., S. 247)

Die Erzähltexte lassen sich im Prozess der Analyse nicht »stillstellen«. Dieser von Heinen (2002) geäußerte poststrukturalistisch informierte Kritikpunkt lässt sich dahingehend spezifizieren, dass es bei klassischen Ansätzen der analytischen Arbeit an einem Erzähltext zu einer »räumlichen und zeitlichen Schließung des Textes« (ebd., S. 253) kommt: »the space of a given text is neatly segmented, symmetrically mapped, closed in and closed down by a geometrical system of thought or representation« (Gibson, 1996, S. 4). Im Zuge des Schematisierens, Strukturierens und Segmentierens werden (vermeintlich) klar voneinander unterscheidbare Kategorien erarbeitet. Dies kommt einem Versuch des Festschreibens von Bedeutung und der artifiziellen Herstellung von Kohärenz gleich. Diesem Versuch wird aus poststrukturalistischer Perspektive misstraut, wenn Erzählungen grundsätzlich »als unabgeschlossene Texte« (Puhr, 2014, S. 30) verstanden werden. Anstatt einer Fokussierung auf Kohärenz geht es deshalb vielmehr darum, Ambivalenzen, Widersprüche, Inkonsistenzen und Diskontinuitäten, Unschärfen, Sprünge und Leerstellen in den Blick zu nehmen, ohne dabei jedoch ebenfalls in einen Schematisierungs- und Kategorisierungsmodus zu verfallen (vgl. hierzu bspw. Gibson, 1996; Heinen, 2002; Puhr, 2009, 2014). Dies erfordert es insbesondere, weniger die Form (im Sinne einer fixen bzw. fixierten Struktur) eines Erzähltextes, sondern vielmehr »die Bewegung des Textes« (Heinen, 2002, S. 255; vgl. Gibson, 1996), seine Dynamik und seine Energie (oder mit Derrida: Kraft) zum Bezugspunkt der Analyse zu machen:⁷ »Die Energie eines Textes ergibt sich aus seiner Instabilität, dem Fluß, der Veränderung und Einmaligkeit und wird deshalb von der nur mit festen

6 Heinen (2002) weist darauf hin, dass »[b]ei Derrida [...] die bedeutungsbestimmenden Bezüge eines Zeichens zu anderen Zeichen potentiell unendlich [seien], da er die Sprache oder den Text als offene und dynamische Strukturen konzipiert. Die Bedeutung eines Signifikanten wird durch eine unendliche Kette von Verweisen auf andere Signifikanten immer weiter aufgeschoben« (S. 244f.).

7 Heinen (2002) konstatiert, dass der erzähltheoretische Ansatz Gibsons nicht für den absoluten Verzicht des Formbegriffs plädiere, sondern »die Interdependenz der Konzepte« (S. 255) akzentuiere: »Während Form ein Begriff der Rationalität und Ordnung ist, ist die Kraft jener Moment, der die Ordnung durchbricht [...]« (ebd.). Mit einer solchen Perspektivierung auf Form und Kraft lässt sich also fragen, wie sich eine Ordnung konstituiert und wie eine solche gestört und aufgeweicht wird.

Strukturen arbeitenden Narratologie konzeptuell nicht erfasst« (ebd.). Ein solcher Analysefokus auf Fluktuationen im Erzähltext verweise auf die Unmöglichkeit, in Bezug auf diesen eine vereinheitlichende Bedeutungszuweisung vorzunehmen (vgl. ebd., S. 260).

Unter anderem neuere Ansätze der feministischen Erzähltheorie weisen überdies darauf hin, dass »narrative Formen« (Nünning & Nünning, 2002, S. 21) bzw. »textuelle Merkmale und Strukturen keine überzeitlichen Konstanten darstellen, sondern entscheidend durch die jeweiligen Kontexte ihrer Produktion und Rezeption geprägt sind« (Allrath & Gymnich, 2002, S. 37). Damit wird nicht zuletzt die Bedeutung kontextueller (und nicht nur inhaltlicher und formaler bzw. dynamischer) Aspekte für die Analyse von Erzählungen herausgehoben. Des Weiteren wird nicht nur aus feministischer Perspektive betont, dass sowohl die Vorstellung der Möglichkeit eines forschersichen »Analyseblicks von außen« als auch diejenige einer Verschriftlichung der Analyseergebnisse in einer »neutralen, objektiven Sprache« eine Fantasie (männlicher) Herrschaft sei. So fußt auch Gibsons (1996) Vorschlag einer postmodernen Erzähltheorie auf der Strategie einer »pluralisation of the narratological imaginary, in which the idea of the unitary space of a given knowledge and the idea of the dominant perspective from which it might all be surveyed are radically destabilised, if not destroyed« (S. 19). Dieser Aspekt fand weiter oben in Kapitel 3.1 bereits Erwähnung: Es ist wichtig, die Art und Weise der ko-konstruktiven Hervorbringung von Erzähltexten in der Interviewsituation zu berücksichtigen und diese nicht als gleichsam »natürliche Produkte«, die unabhängig von kontextuellen Aspekten einfach »da« sind, aufzufassen: »stories are not just preexistent structures, waiting to be found by the disinterested observer; rather, properties of the object being investigated, narrative, are relativized across frameworks of investigation, which must themselves be included in the domain under study« (Herman, 1999, S. 16). Erzählungen werden in spezifischen Interaktionssituationen zwischen Forscher_innen und Erzähler_innen überhaupt erst hervorgebracht und auch die Analyse ist nicht unabhängig von der Person des/der Forschenden (vgl. Straub, 1993, S. 160). Diese Überlegungen führen mit Jackson und Mazzei (2013) gesprochen dazu, die »Falle des Repräsentationalismus«, die interpretativen Analysen oftmals inhärent sei – »the representational trap of trying to figure out what the participants in our study »mean« and [...] being seduced by the desire to create a coherent and interesting narrative that is bound by themes and patterns« (S. 262) –, mindestens zu sehen (wenngleich ich nicht davon ausgehe, dass dieser in jedem Fall zu entkommen ist).

Alle diese Ansätze poststrukturalistischer Kritik haben im Kontext der vorliegenden Arbeit weitreichende Konsequenzen einerseits für die analytische Arbeit an und mit den Erzähltexten und andererseits für die Art und Weise der Darstellung der Analyseergebnisse. Eine dekonstruktivistische Analyseperspektive im Anschluss an Jacques Derrida (1998, 2016a) – wie sie in diesem Kapitel implizit be-

reits beschrieben, jedoch noch nicht als solche benannt wurde – erachte ich für die vorliegende Studie als Möglichkeit, um den genannten Einwänden gegen »klassische« narrationsanalytische (und interpretative) Ansätze begegnen zu können. Dies heißt indes nicht, dass von allen Überlegungen Schützes zur Narrationsanalyse Abschied genommen werden muss, weil sie in einem Widerspruch zu den zuvor vorgebrachten kritischen Einsatzpunkten stünden. Einige Vorkehrungen sind allerdings zu treffen, wobei die wichtigsten Adaptionsschritte weiter oben bereits diskutiert wurden.

An dieser Stelle möchte ich darauf eingehen, was es für meine Arbeit bedeutet, eine dekonstruktivistische Analyseperspektive einzunehmen. Nach Heinen (2002) ist Dekonstruktion »auf das Offenlegen von Widersprüchen und Implikationen ausgerichtet« (S. 247). Anstatt vermeintlich kohärente Bedeutungen festzuschreiben, öffnet sie den Blick für das Unschließbare, für Instabilitäten, Veruneindeutigungen und Polyvalenzen. Auf diese Weise werden immer neue Bedeutungsverschiebungen im Sinne eines Aktes »of separating a material form from its dominant meaning« (Sandoval, 1994, S. 78; vgl. Derrida, 1998, S. 92) induziert. Dementsprechend versteht Plößer (2010) Dekonstruktion »als ein kritisches Wi(e)derlesen von Diskursen, Texten und Praxen mit dem Ziel, die performativ erzeugten Normen und Ausschlüsse sichtbar zu machen und in Frage zu stellen« (S. 227; vgl. hierzu auch Biesta, 1998, S. 406).

Den Hintergrund eines solchen Vorgehens bildet die Tatsache, dass Sprache immer machtförmig operiert. Denn Sprache ist Wood (2018, S. 31) zufolge nicht neutral: »Words, sometimes limiting or regressive, harbor ways of seeing and being in the world« (ebd.). Sprache ist kein unbedeutendes »Oberflächenphänomen« (vgl. ebd., S. 37). Nach Wood (2018) eröffnet eine »dekonstruktivistische Disposition« (vgl. ebd.) Wege »of performatively challenging and displacing the language« (ebd.). Hierbei werden insbesondere »[f]undamentale metaphysische Dichotomien wie Identität und Differenz, Einheit und Vielfalt, Innerlichkeit und Äußerlichkeit, Zeitlichkeit und Räumlichkeit, Gegenwart und Abwesenheit« (Angehrn, 2001, S. 350) infrage gestellt und verschoben. Das »Gegensatzverhältnis« (ebd.) solcher naturalisierten Begriffe wird dabei einer grundsätzlichen Neubestimmung unterzogen. Culler (1999) weist jedoch darauf hin, dass die Dekonstruktion von dichotomen Begriffen nicht auf die Zerstörung derselben hinauslaufe, um »zu einem Monismus zu gelangen, der *nur* noch Abwesenheit« (S. 166) annimmt. Stattdessen konstatiert er: »Einen Gegensatz dekonstruieren heißt, ihn zerlegen und deplatzen, ihn anders situieren« (ebd.). Dabei gilt es, sorgfältig auf sprachliche Feinheiten, auf möglicherweise als marginal erscheinende Verwendungsweisen von Sprache und auf »die unscheinbaren Signale des Textes« (Bossinade, 2000, S. 187; vgl. Zirfas, 2001, S. 76) zu achten. Nicht nur einzelnen Wörtern gilt dabei die analytische Aufmerksamkeit, sondern insbesondere auch »thesenartige[n] Behauptungen« (Bossinade, 2000, S. 187). Derrida verstehe solche Behauptungen jedoch nie

als »letztmögliche Aussage des Textes. Im Gegenteil, er konfrontiert sie untereinander, unterstreicht ihre Unvereinbarkeit und setzt als weiteren sinnfälligen Rahmen den Stil, die Art der Formulierung ›hinter‹ die Thesen« (ebd.).

Eine solche komplexe, dekonstruktivistische Analyseperspektive versuche ich mittels der Art der Darstellung meiner Arbeit mit den Erzähltexten einzunehmen. Die Betonung liegt hierbei auf ›Perspektive‹, denn obwohl die bisherigen Ausführungen möglicherweise den Anschein erweckt haben mögen, bei der Dekonstruktion handle es sich um eine Methode, muss diese Vorstellung – wie Derrida (1998, S. 92) selbst meint – ausgeräumt werden, denn Dekonstruktion »is not a method, not an algorithm, not a recipe, not a formula, but a complex disposition« (Wood, 2018, S. 47; vgl. Biesta, 1998, S. 401; Wimmer, 2016, S. 73, 341; Zirfas, 2001, S. 99f.). Der hier eingeschlagene Weg besteht deshalb darin, Spuren aus den Erzähltexten der Gesprächspartnerinnen über ihre Fernbeziehungserfahrungen und -erwartungen nachzuzeichnen. Welche Themen werden angesprochen und wie zeigen sich unterschiedliche Thematisierungsweisen? Worüber wird nicht gesprochen bzw. was wird ausgelassen? Welche normalisierenden Diskurse können ›wi(e)dergelesen‹ (vgl. Plößer, 2010, S. 227) werden? Welche Verbindungen bzw. Interrelationen ergeben sich zwischen einzelnen thematischen Punkten? Thematische Punkte können als ›Knotenpunkte‹ verstanden werden, an denen verschiedene Spuren des Sprechens über Fernbeziehungserfahrungen und -erwartungen zusammenlaufen. Diese Knotenpunkte sind allerdings nicht unveränderlich und gleichsam ›gegeben‹, denn die Spuren, die in sie hinein- und aus ihnen herausführen, modifizieren sie immer wieder aufs Neue. Es gilt, Spuren im Sinne von Verbindungslinien zwischen verschiedenen Knotenpunkten nachzugehen. Dies geschieht im Bewusstsein, dass es immer noch andere Spuren gibt, denen ebenfalls nachzugehen wäre. Die Arbeit der Analyse ist deshalb grundsätzlich nie abschließbar. Das Unterfangen ist grenzenlos, weil sich in den Erzähltexten immer neue Bedeutungsverschiebungen und Differenzen ergeben (vgl. Zirfas, 2001, S. 76). Es geht einzig darum, ein bewegliches Netz aus Knotenpunkten und Spuren zu spinnen, das jedoch nie zu einem Abschluss gelangen kann. Das Ziel besteht somit lediglich darin, vor dem Hintergrund der oben stehenden Fragen ein mögliches Netz oder Geflecht aus den Erzählungen über Fernbeziehungen zur Disposition zu stellen.

Wenn ich von Spur (frz. *trace*) spreche, dann handelt es sich im Derrida'schen Sinne nicht um ein »empirische[s] Datum« (Derrida, 2016a, S. 108): »Die Spur ist nichts, ist nicht ein Seiendes; sie übersteigt die Frage *Was ist* – und macht sie vielleicht erst möglich« (ebd., S. 131). Was Derrida »Denken der Spur« nennt, betrifft nichts, das direkt lesbar wäre« (Bossinade, 2000, S. 50). Spuren sind gemäß Angehrn (2001) vielmehr »nichtintendierte Effekte und Überbleibsel, die aber gleichwohl von etwas Zeugnis ablegen, auf etwas hin verstanden werden können« (S. 356; vgl. Lehner, 2018, S. 29). Sie entziehen sich jedoch einem simplen Aufspüren, ei-

ner simplen Lektüre. Sie dürften von ganz unterschiedlichen Erfahrungen und Erwartungen in Bezug auf Fernbeziehungen Zeugnis ablegen und können in ganz unterschiedlichen Hinsichten verstanden werden. Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage, ob es adäquat ist, von einem ›Nachzeichnen‹ von Spuren aus den Erzähltexten zu sprechen. Diese Formulierung ist in der Tat ungenau, denn sie impliziert, dass Spuren sich deutlich als Markierungen darbieten und ihnen einfach gefolgt bzw. nachgegangen werden könne. Dadurch wird verdeckt, dass es beim Spurenlesen immer entscheidend ist, wohin der Blick gerichtet ist, denn je nachdem, wohin ich schaue, tritt Unterschiedliches hervor. Es geht dabei somit immer auch um die Positioniertheit der Spurenleserin und damit um die Frage, von wo aus diese blickt und in welche Richtung sie dies tut. Beim Antreffen eines ›Kreuzungspunkts‹ von zwei Spuren A und B besteht stets die Möglichkeit, der einen und/oder der anderen ›nachzugehen‹, das heißt, es gibt immer mehr als eine mögliche Option (vgl. Krämer, 2007, S. 16f.).

Worauf Spuren verweisen und wovon sie Ausdruck sind, lässt sich nie absolut, sondern immer nur relativ und vorläufig festhalten: »Der Begriff der Spur artikuliert in der Retrospektive dasselbe ursprüngliche Entgleiten der Identität, das in der Prospektive in Derridas Zentralbegriff der *différance*, im fortwährenden Abweichen und Aufschieben zum Ausdruck kommt« (Angehrn, 2001, S. 358; vgl. Zirfas, 2002, S. 65f.). Neben einem ›positionierten Nachzeichnen‹ könnte demnach wohl ebenfalls von einem unablässigen ›Legen‹ von Spuren ohne Anfang und Ende gesprochen werden. Dies geht jedoch immer mit der Möglichkeit des Sich-Verlierens⁸ einher. Diese Möglichkeit ist nicht als negativ konnotiert zu verstehen, denn sie stellt keine Gefahr dar. Das Sich-Verlieren kann vielmehr als Öffnungsbewegung verstanden werden. Es bedingt und ermöglicht es, von vorgezeichneten Spuren abzukommen und dabei zugleich immer wieder neue Spuren zu legen. Auf diese Weise ließe sich die doppelte Bewegung dekonstruktivistischer Praxis im Sinne einer Logik des permanenten Aufschiebens und Abweichens ohne Bedeutungsschließung möglicherweise übersetzen: »Bedeutungen entstehen [...] als Spuren, die aus vergangenen Spuren resultieren und auf künftige verweisen« (Gutiérrez Rodríguez, 1999, S. 54). Rekapitulierend lässt sich somit festhalten, dass Spuren sowohl hinsichtlich ihrer räumlichen als auch hinsichtlich ihrer zeitlichen Dimensi-

8 Derrida (2016a) eröffnet seine schrifttheoretische Arbeit an der *Grammatologie* mit der Mutmaßung der »Irre (errance) eines Denkens, das treu und aufmerksam auf eine unaufhaltsam kommende Welt gerichtet ist, die, jenseits der Geschlossenheit (clôture) des Wissens, sich der Gegenwart kundtut« (S. 15). Nach Zirfas (2001) geht es Derrida darum, »das (abendländische) Denken von innen her für das [zu] öffnen, was dieses seit jeher ausgeschlossen hat. [...] Seine Interpretationen sind Randgänge, Umwege, Holzwege und Fahrten, die in obliquier Weise dem vermeintlich Marginalen durch ein In-Beziehung-Setzen zum vermeintlich Wesentlichen eine neue Bedeutung verleihen, denn indem sie dieses thematisieren, wird jenes selbst als Wesentliches fragwürdig« (S. 76).

on weder ganz anwesend/gegenwärtig noch ganz abwesend/nicht mehr oder noch nicht sind, sondern immer schon beides zugleich.

Aus diesen Überlegungen ergeben sich für die vorliegende Arbeit zusammenfassend mindestens die folgenden Konsequenzen: 1) Die Frage, was sich mir in den Erzähltexten als widerständig (bspw. aufgrund von Uneindeutigkeiten, Leerstellen oder Brüchen) darstellt, bietet Ausgangspunkte für verschiedene Spuren, denen nachgegangen werden kann bzw. die gelegt werden können. 2) »[D]ie Aufdeckung von Ausschlüssen, von denen Hierarchien abhängen und durch die diese auch wieder zerstört werden können« (Culler, 1999, S. 239), ist hierbei von besonderem Interesse. Dabei werden 3) die Erzählungen als offene und unabschließbare Texte gelesen, die »auf ihre Genese, auf die Meinungen, Zweifel und Fragen, die sich in ihnen niederschlagen, hin durchleuchtet und von ihnen her reformuliert werden« (Angehrn, 2001, S. 362) müssen.

Für die Darstellung des ersten Teils der Analyseergebnisse (Kap. 4.1) wird eine zeitliche Strukturierung der Gesprächssegmente in die Phasen ›Vor Beginn der Fernbeziehung‹, ›Während der Fernbeziehung‹ (wobei diese in zwei weitere Phasen unterteilt wird: ›gemeinsame Zeiten‹ und ›getrennte Zeiten‹) sowie ›Zukunftsperspektiven‹ vorgenommen. Diese zeitliche Strukturierung erachte ich als geeignetes heuristisches Verfahren, um erste Spuren hinsichtlich (un)möglicher Thematisierungsweisen in Bezug auf Fernbeziehungserfahrungen skizzieren zu können. Anhand von vier Erzähltexten bzw. Interviews (den beiden Gesprächen mit der Erzählerin L. und den Gesprächen mit B. sowie mit A.) werden erste mögliche thematische Knotenpunkte und Verbindungslinien zwischen diesen Punkten skizziert, wobei die zeitliche Dimension Berücksichtigung findet. Die ersten zehn Spuren ergeben ein mehr oder weniger geordnetes Nacheinander. Bereits bei diesem ersten Teil der Analyseergebnisse wird jedoch schon deutlich werden, dass die angelegte Zeitstruktur immer wieder gebrochen wird und infolgedessen nur einem analytischen Hilfskonstrukt gleichkommt, das allerdings kein enges Korsett sein kann und soll: Die Spuren verlaufen nicht *per se* nach einer starren zeitlichen Ordnung, sondern können ineinanderfließen und sich überlagern.

Vor diesem Hintergrund wird der zweite Teil der Analyseergebnisse (Kap. 4.2) nicht mehr in eine zeitliche Strukturierung eingepasst. Stattdessen erprobe ich anhand von Gesprächssegmenten aus den beiden Erzähltexten der Erzählerin F. eine rhizomatische Darstellungsweise, durch welche die topologischen Relationen (oder: die Verbindungslinien zwischen den Knotenpunkten) stärker in den Fokus gerückt werden. Dabei geht es darum, die zeitliche Struktur bzw. Chronologie gegenüber der räumlichen Dimension in den Hintergrund treten zu lassen. Diese beiden Interviews bieten sich meines Erachtens für einen solchen Versuch besonders an, da F. in ihrer Erzählung selbst schon immer wieder mit einer zeitlichen Ordnung brach, Zeitsprünge vollzog und thematische Verbindungslinien in einer Zick-Zack-Bewegung entstehen ließ, die sich noch weniger in eine chronologische

Darstellungsweise einfügen lassen als dies bei anderen Erzählungen der Fall ist, die eher den Eindruck einer gewissen Ordnung erwecken. ›Rhizomatisch‹ nenne ich diese Vorgehensweise im Anschluss an Deleuze und Guattari (1977), da sie sich »keinem strukturalen oder generativen Modell verpflichtet« (S. 20) und nicht länger aufeinanderfolgende Stadien postuliert. Es ist ein Versuch, »die Dinge von ihrer Mitte her wahrzunehmen und nicht von oben nach unten, von links nach rechts oder umgekehrt« (ebd., S. 37). Dies sei jedoch, wie die beiden Autoren festhalten, »nicht leicht« (ebd.). Der Derrida'sche Spurbegriff lässt sich in diesem Zusammenhang durch eine weitere Prägung ergänzen:

Die Spur oder Urspur als Chiffre des Ursprungs, als Substitut des Ursprungs einzusetzen, heißt den Gedanken ernst nehmen, daß wir nie vom Nullpunkt aus, sondern nur vom Immer-schon-Unterwegssein her uns über uns verständigen, uns in das Sprechen der Menschen einschalten können. (Agehrn, 2001, S. 358)

Diesem »Immer-schon-Unterwegssein« wird das Rhizom gerecht, denn es hat weder einen Anfangs- noch einen Endpunkt. Es ist ein offenes System, das immer in Bewegung, immer im Werden ist und unerwartete Verknüpfungen oder Knoten entstehen lässt. Dabei gibt es keinen vorgegebenen, geraden Weg durch das Rhizom; stattdessen ist es ein kontingenter Weg aus Abkürzungen und Umwegen. Was Deleuze und Guattari (1977) für das Buch voraussetzen, lässt sich, einem Gedanken Gibsons (1996, S. 48) folgend, auch für den Erzähltext sagen: Ein solcher »ist aus verschiedenen Materialien gemacht, aus ganz unterschiedlichen Daten und Geschwindigkeiten« (Deleuze & Guattari, 1977, S. 6). Der Text ist eine »maschinelle Verkettung« (ebd.), eine »Vielheit (multiplicité)« (ebd.) mit energetischer Wirkung. Textdynamik und -fluss und deren Wirkungen in alle möglichen Richtungen stehen in einer poststrukturalistischen Erzähltheorie im Vordergrund und gerade diese Überlegungen werden insbesondere im zweiten Teil der Ergebnisdarstellung leitend sein. Im Hinblick auf das nachfolgende Kapitel lässt sich wiederum mit Deleuze und Guattari (1977) außerdem festhalten, dass es in einem Buch – und meines Erachtens auch in Erzähltexten – »nichts zu verstehen [gibt], aber viel, dessen man sich bedienen kann. Nichts zu interpretieren und zu bedeuten, aber viel, womit man experimentieren kann« (S. 40).

Abschließend sei ferner Folgendes festgehalten: Wenngleich in der Ergebnisdarstellung mit Zitaten der Gesprächspartnerinnen, das heißt mit (kürzeren und längeren) Passagen aus ihren Erzählungen, gearbeitet wird, so geschieht dies nicht aus der naiven Überlegung heraus, Leser_innen auf diese Weise die möglichst authentischen Stimmen der Erzählerinnen ›hören‹ zu lassen, gleichsam als ob dadurch ein Zugang zum Realen möglich werde: »Letting readers ›hear‹ participant voices and presenting their ›exact words‹ as if they are transparent is a move that fails to consider how as researchers we are *always already* shaping those ›exact words‹ [...]« (Mazzei & Jackson, 2012, S. 746). Mit diesen Zitaten erhoffe ich mir

vielmehr, den Konstruktivitäts- und Kontingenzcharakter der Arbeit an und mit diesen Erzähltexten aufzeigen zu können, da nicht nur immer noch andere Verbindungslinien zwischen den einzelnen inhaltlich-thematischen Knotenpunkten hätten gezogen, sondern überhaupt ganz andere Zitate bzw. Passagen hätten ausgewählt werden können. Abschließende Interpretationen sind aufgrund der unendlich vielen möglichen Verbindungen zwischen den Passagen unmöglich. Dies könnte gerade an der Arbeit mit den Zitaten deutlich werden.